

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 2. Mai 1901.

(Nachdruck verboten.)

Die Freundinnen.

Roman von Clarissa Lohde.

(Fortsetzung.)

„Eben hatte ich denselben in Händen,“ antwortete Ortmann und zog ein farbiges Blatt hervor. „Einen Augenblick, Editha, ich muß das Skizzenbüch in der Weihnachtszeile verlegt haben. Aber es wird sich finden. Mittlerweile, lieber Grumbach, werfen Sie auch mit den anderen Herren einen Blick auf diesen Entwurf!“

Walter stand wie auf Kohlen; er blickte auf das Blatt und sah doch nichts als ein buntes Farbenmeer, das vor seinen Augen auf und nieder wallte. Desto genauer und aufmerksamer betrachteten der Legationsrath und Eugen den Entwurf. Es stellte den blinden Dogen Dandolo vor inmitten seines Gefolges auf dem mit gespannten Segeln zur Abfahrt bereiten Schiffe, das ihn gen Konstantinopel führen sollten. Die Anordnung der Gruppen, die mächtige Gestalt des blinden Dogen, das Meer mit seinen zahlreichen, von Abschiednehmenden gefüllten Gondeln, das alles machte auch schon in der Skizze einen anmuthenden Eindruck. Der Legationsrath, der für einen feinen Kunstkenner galt und seinen Geschmack an den Kunstschätzen vieler Sammlungen gebildet hatte, lobte mit Wärme, Eugen, seiner Unkenntniß sich bewußt, hielt bescheiden jedes Urtheil zurück.

„Nun, und Sie, Grumbach?“ fragte Ortmann. „Sie sagen gar nichts, gefällt Ihnen die Komposition nicht?“

Walter raffte sich zusammen; er, der sonst immer in lebhaftem Kunstinteresse bei solchen Sachen gern mit dem Worte voran war, fühlte, daß er etwas sagen müsse; aber die Gedanken versagten ihm.

„Ich stimme ganz dem Urtheile des Herrn Legationsrathes bei!“ brachte er endlich kleinlaut hervor.

Ortmann lachte gutmüthig: „Das heißt, Sie haben sich das Blatt gar nicht genauer angesehen. Ihre Gedanken schwärmen anderswo umher, und ich glaube selbst, der Weihnachtsabend ist nicht die geeignete Zeit, um Kunstkritiken zu fordern oder zu geben.“

Er packte die Mappen zusammen, und wollte gleich den beiden andern Herren sich zu den Damen am Kamin begeben, Editha aber mahnte an die versprochene Skizze von der schönen Kirchengängerin. Ortmann suchte aufs neue und fand jetzt das Buch. Nach kurzem Blättern schlug er die mit Bleistift leicht, aber doch sehr prägnant hingeworfene Skizze des vermeinten Ebenbildes der heiligen Barbara auf. Walter erfaßte sie mit einem raschen Blicke. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen, es waren Helenens Züge, ihre Gestalt, die er dort vor sich sah. Sie befand sich also mit ihm an demselben Orte. Aber war sie noch hier, hatte sie nicht doch am Ende Benedikt schon wieder verlassen?

„Nun?“ fragte Ortmann, „was sagst Du zu der Ähnlichkeit, Editha?“

Editha blickte nachdenklich. „Eine heilige Barbara ist sie nicht, wenn auch von ähnlich rührendem Reize. Aber weißt Du, lieber Vater, an wen mich die Haltung und Gestalt der Unbekannten erinnert?“

Ortmann sah seine Tochter gespannt an. „An wen?“ fragte er.

„An die verschleierte Dame, die heute mit uns auf der Empora in der Markuskirche war!“

Ortmann fuhr sich lachend mit der Hand durchs Haar, eine Bewegung, die er noch von der Zeit seiner jungen Künstlerschaft und langen Haare zurückbehalten hatte.

„Bei der heiligen Barbara, Du hast ein besseres Auge als ich, Editha. Ich denke, ich muß Dich zu meiner Schülerin machen, es steckt ein ungewecktes Talent in Dir.“

„Das doch vielleicht besser ist, nicht zu wecken,“ fiel Editha in demselben scherzenden Ton ein. „Klagst Du nicht immer, daß es so schon der Maler zu viele giebt? Ich habe genug zu thun, wenn ich die Fertigkeiten, zu denen ich am meisten Lust und Talent in mir fühle, soviel als möglich auszubilden suche: Klavierspiel und Gesang.“

„Necht, mein Kind!“ rief Ortmann. „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister. Nun aber erfreue uns auch mit Deiner Meisterschaft, sing uns ein Lied, ein Weihnachtslied. Du weißt, das gehört zur Feier des deutschen Weihnachtens.“

Er nahm ihre Hand und geleitete sie zum Flügel. Beide bemerkten erst jetzt, daß Walter sich still entfernt und den Saal verlassen hatte. Edithas süße Stimme war schon fast am Ende des lieblichen Weihnachtsliedes: „Stille Nacht, heilige Nacht“ angelangt, als er wieder eintrat. Er sah auffallend bleich aus und in seinen Augen schimmerte ein seltsames Feuer. Editha fragte ihn voll Theilnahme, was ihm fehle.

Er neigte sich zu ihr, sodaß nur sie seine Worte vernehmen konnte: „Es giebt Schmerzen und auch eine Lust, die man allein fragen muß, Fräulein Editha, bis die Zeit kommt, da man sie frei der Welt offenbaren darf. Schmerzen und Lust, Hoffen und Bangen ringen jetzt auch in mir. Fragen Sie mich daher nicht weiter, es wird die Stunde kommen, wo Sie alles erfahren werden, alles und das, wie ich es von ganzem Herzen ersehne, bald.“

Seine Stimme klang so tief und leidenschaftlich, daß das Blut der Jungfrau heißer aufwallte, ihre Wangen sich purpurn färbte, ihr Auge sich schüchtern senkte. Die Blut, die in ihm für eine andere aufflammte, sie warf ihre heißen Strahlen in Edithas unbewachtes, liebebedürftiges Herz, was einer andern galt, sie nahm es als süß verhohlenen Bestandniß für sich auf. Nie war es ihr klarer geworden, als in diesem Augenblick, daß der Mann, mit dem sie seit Monaten in so nahem Verkehr stand, ihre Liebe gewonnen,

daß sie in ihm den sympathischen Widerklang des eigenen Seins gefunden habe. Der Blick, den sie zu ihm aufschlug, so voll Seligkeit und doch mädchenhafter Zurückhaltung, hätte ihm alles verrathen müssen. Aber er war befangen in eigenen stürmischen Gedanken und Wünschen; er achtete dieser Offenbarung eines edlen Mädchenherzens nicht. Editha war ihm die Freundin, der er vertrauensvoll sein verborgenstes Fühlen und Denken aufdeckte. Er nahm den liebevollen Blick ihrer Augen für den Ausdruck freundschaftlicher Theilnahme und brückte ihr warm die Hand, wie einem guten, getreuen Kameraden.

IX.

In einem der Zimmer einer deutschen Pension auf der Riva degli Schiavoni brannte gleichfalls ein Weihnachtsbaum; aber die beiden weiblichen Gestalten, auf die der Glanz der Lichter fiel, schienen wenig Christfreude zu empfinden. Antonie sah angegriffen aus; sie hatte sich den ganzen Tag mit einer bösen Migräne geplagt und deshalb auch Helene nicht zur Weihnachtsmesse in die Markuskirche begleiten können. Indessen war es ihr doch möglich gewesen, den kleinen Tannenbaum zu schmücken, um Helene damit zu überraschen. Auch allerlei Gaben breiteten sich unter dem Baume aus, Briefe von Mutter und Schwestern, sowie von der guten, immer getreuen Lydia. Das alles lag jedoch noch unberührt und unbeachtet. Helene sah, die Hand über die Augen gedrückt, in dumpfem, trübem Brüten da. Antonie war diese Art und Weise der Freundin schon gewohnt; dennoch betrübte sie sich immer darüber. Mehr als sechs Monate weilte sie jetzt an der Seite Helenens; aber noch war das Dunkel in der Seele der unglücklichen Frau nicht gelichtet, noch irrte dieselbe in den Tiefen des Zweifels, der Unentschlossenheit. Ruhelos trieb es sie von Ort zu Ort, mit fieberhafter Hast suchte sie alle Sehenswürdigkeiten auf, um den Gedanken zu entfliehen, welche sie unaufhörlich verfolgten. Sie fühlte ihre Schuld gegen den Gatten, und dennoch zog die Sehnsucht ihres Herzens sie unwillkürlich zu Waller hin. Von Tag zu Tag wurde sie sich selbst mehr ein Räthsel, sie fand sich in dem Aufruhr ihrer Gedanken und Empfindungen nicht mehr wieder.

Antonie vermied es nach dem Willen des Präsidenten, Helene zu einem Entschlusse zu drängen; indessen hielt sie es für ihre Pflicht, die jagende Seele durch liebevollen Zuspruch aufzurichten, ihr das, was sie für Recht erkannte, zu jeder Zeit klar und offen auszusprechen. Helene hörte alles ruhig aber stillschweigend an; selten ließ sie sich in nähere Erörterungen ein. Einmal indessen, nach einer ruhelos verbrachten Nacht, wandte sie sich selbst fragend an Antonie.

„Glaubst Du denn, daß der Mensch nur zum Entsagen geboren, daß sein Streben nach Genuß und Glück ein verdammenswerthes sei?“

„Gewiß nicht!“ entgegnete Antonie, „ist doch das Streben nach Glück jedem Geborenen in die Seele gepflanzt. Nur die richtige Erkenntniß dessen, was wahrhaft zum Glück gereicht, ist schwer zu gewinnen. Liegt doch oft das Glück gerade in der Entsagung, während das rücksichtslose Trachten nach der Erfüllung unserer Wünsche und Begierden nur Unsegen und Friedlosigkeit zur Folge hat.“

Helene versank in Sinnen. — „Ich verstehe Dich wohl, Antonie, ja ich sehe klar, wo für mich der Weg der Pflicht liegt; aber ich habe nicht die Kraft, ihn zu wandeln.“

„Du wirst diese Kraft finden, sobald Du nur den ernstlichen Willen hast. Glaube mir, es liegt auch eine große und schöne Befriedigung darin, sich selbst zu bestiegen, nicht mehr an das eigene Glück allein, sondern an das Glück anderer zu denken, in der Beförderung ihres Wohles den Ersatz für selbst Entbehrtes zu suchen.“

Helene fiel der Freundin um den Hals und brach in Thränen aus. „Schilt mich egoistisch, kleinlich; aber ich kann es nicht, ich kann nicht zurückkehren in das Haus, wo mir der Sonnenschein der

Liebe fehlte, wo ich verkümmerte wie eine in den Schatten gepflanzte Blume!“

Antonie schob sie sanft von sich. „Undankbare! Noch umgiebt Dich schützend diese Liebe, die Du so wenig erkennen willst.“

„War es Liebe,“ entgegnete Helene niederblickend, „so war sie rauh und hart und entbehrte der Milde, nach der meine junge Seele verlangte.“

„Du siehst nur nach der Schale und prüfst nicht den Kern. Die reinste Liebe verschmähst es oft, das schmeichelnde Gewand verlockender Bewunderung anzulegen, sie will den Gegenstand der höchsten Neigung auch zur höchsten Vollkommenheit emporheben; sie sucht nicht im träumerischen Genuße das Glück, sondern im Bewußtsein sittlicher Würdigkeit; sie umflattert nicht die Geliebte mit losender Zärtlichkeit, sie steht vielmehr als Schild und Schirm an ihrer Seite zu jeder Stunde des Lebens. Das ist die Liebe, die Dir ward, eine treue, sichere, schützende Liebe.“

Helene wandte sich ab.

„O, daß Du recht hast! Ich verdanke ihm so viel und der Dank ist die Kette, die mich fester hält, als metallene Bande.“

„Ist es nur das,“ rief Antonie und ihre Wangen färbten sich höher, „so tröste Dich! Dank begehrt Dein Gatte nicht. Du bist frei, sobald Du frei sein willst. Wer den Schwur der Treue bricht, den er freiwillig geleistet hat, um lockenderer Aussicht willen, steht nicht so hoch im Werth, daß man seinen Verlust nicht endlich verschmerzen könnte.“

„Du bist bitter, Antonie,“ sagte Helene leise, „aber ich begreife, daß Du so empfinden und denken mußt. Du weißt nicht, was es heißt, zu fühlen: Dort liegt Dein ganzes Glück, und diesem Glücke entsagen zu sollen für alle Zeit. Du hast nie geliebt —“

„Nie geliebt?“ wiederholte Antonie und um ihren Mund zuckte es schmerzlich. „Warum glaubst Du das, Helene? Meinst Du, mein Herz habe weniger warm, weniger liebebedürftig geschlagen, als das anderer Mädchen? Aber ich war weder schön noch reich, eine unbeachtete Erzieherin, die anderen dienen mußte, während Ihr Glücklicheren im heiteren Genuß der Jugend Herzen gewann und die Euren dahingab. Ob ich liebte? Was nützt es, darüber zu sprechen? Meine Liebe mußte begraben werden mit so manchen anderen Wünschen meines Herzens. Doch glaube nicht, daß es so ohne Kampf geschah, daß ich schon eine alte Jungfrau war, als ich ins Leben trat. Auch ich hätte meinen Theil an der Erdenlust mir nehmen mögen; aber Gott versagte ihn mir. Und ich hatte niemand zur Seite, der mir das Schwere der Entsagung tragen half, niemand, der für mich sorgte, um mein Glück oder Unglück, meine Zukunft sich nur gekümmert hätte; dennoch mußte ich weiterleben, mußte meine tägliche Pflicht erfüllen, mußte freundlich erscheinen, ob es auch noch so traurig in mir aussah!“

Helene umfaßte Antonie leidenschaftlich. „O, wie selbstüchtig, wie lieblos bin ich! Ich denke nur an mein Leid und auch Du bist nicht glücklich!“

„Ich bin glücklich“, entgegnete Antonie ernst, „ich bin glücklich, weil ich nichts mehr für mich begehre, weil ich gelernt habe, im Dienen für andere meine Freude, meine Zufriedenheit zu finden. Nur der Begehrliche, Ungenügsame ist unglücklich.“

Helene sagte nichts mehr darauf, aber es schien, als sei die Unterredung doch nicht ohne Einfluß auf sie geblieben. Sie nahm sich mehr zusammen, suchte mehr Ruhe und Gleichmuth zu gewinnen, ja, seitdem sie in Venedig weilte, war eine Wandlung zum Besseren unverkennbar. Der wundersame Zauber der märchenhaften Stadt, die Schätze der Kunst, die ebenso von Ernst getragen, wie einnehmend für die Sinne sind, die geräuschlosen, von aller Unruhe des Fahrens und Wagengerassels freien Straßen, die Lagune und das Meer, dessen wechselvolle Schönheit sie täglich vor Augen hatte, das alles wirkte besänftigend auf ihr Gemüth. Antonie fing an zu hoffen; da kam diese unerwartete Begegnung in der Markuskirche, welche die kaum gewonnene Ruhe durch einen neuen Sturm der Leidenschaft

zu zerstören drohte. Helene war in einer Aufregung nach Hause gekommen, die alles überstieg, was Antonie bisher an ihr beobachtet hatte. Nur in abgebrochenen Worten hatte sie ihr zu entlocken vermocht, was sie so tief erregte. Daß eine allein war ihr klar geworden: Zufall oder Verhängniß hatten gerade das herbeigeführt, was sie so ängstlich zu verhindern bemüht gewesen war: ein Zusammentreffen der Liebenden. Trotz des von beiden dem Präsidenten gegebenen Versprechens, bis zur Entscheidung des Verhältnisses jeden Verkehr mit einander zu meiden, fürchtete Antonie doch, das Wiedersehen könne alles wieder umstoßen, alle guten Vorsätze vernichten. Rathlos sann sie lange nach; fehlte ihr doch jede Macht, eine Vereinigung zu hindern, die das Schicksal selbst zu begünstigen schien, sobald Helene nicht die Kraft besaß, der Lockung eines geträumten Glückes zu widerstehen. Mit dem Abfall Helenens von dem Wege der Pflicht hörte aber auch ihre Mission auf; dann war die Freundin unwiderruflich ihrem Schicksal verfallen. Sie hatte das Ihre gethan, wollte es noch bis zum Ende thun. Die warnende Stimme sollte Helene noch einmal hören, den letzten Anruf zur Pflicht und zum Rechte. Noch konnte ja das Bessere in ihr siegen, im Augenblick der Entscheidung siegen. Was nützte dann auch das lange Zögern, die fortdauernde Qual für alle Theile? Vielleicht war es doch gut, daß es so gekommen, Antonie fing an, das Geschehene mit andern Augen zu betrachten. Sie richtete sich in die Höhe und warf auf Helenens verstörte Züge einen langen prüfenden Blick.

„Was gedenkst Du zu thun?“ weckte sie Helenen aus ihrem Brüten.

„Frage mich jetzt nicht. Noch bin ich nicht fähig zu denken, so lange der Schmerz der letzten Stunden noch in mir nachklingt.“

„Und doch wirst Du einen Entschluß fassen müssen, um Deinet- und meinethwillen. Du stehst jetzt am Scheidewege, Helene, entweder Du gehst auf die Bahn hin, zu der Dich Dein unseliges Verlangen zieht, oder Du kehrst zur Pflicht zurück. Ich habe versprochen, in keiner Weise Deine Entscheidung zu beeinflussen; doch alles muß einmal sein Ende nehmen, auch die Unentschlossenheit. Sechs Monate genügen wahrlich, um einen Menschen über sich selbst klar werden zu lassen, und ich weiß, wie schwer Dein Gatte unter diesen Verhältnissen, dieser Unbestimmtheit leidet. Wenn er zu großmüthig, zu hochgeinnt ist, um einen Druck auf Dich auszuüben, so bist Du doch nicht berechtigt, diese Großmuth zu mißbrauchen.“

„O, Antonie!“ rief Helene, „auch Du bist hart gegen mich, hart in dem Augenblicke, wo der tiefste Schmerz mich durchwühlt. Nur jetzt sei mir noch die alte Freundin, nur jetzt verlasse mich nicht, wo ich mehr wie je der Stütze, des Haltes bedarf.“

Helene's Züge bestätigten, was ihre Lippen sprachen; so schmerzvoll hatte Antonie sie noch nicht gesehen.

„Glaube mir, daß es mir nicht leicht wird, so mit Dir zu sprechen,“ entgegnete sie in milderem Tone, „aber ich muß Dich wecken aus dem Schlafe, in den Deine Schwäche seit Monaten Dich eingelullt hat. Ermanne Dich, prüfe Dich und handle, nur das allein wird auch für Dich die Erlösung aus einem für die Länge nicht zu ertragenden Banne sein.“

Helene rang die Hände.

„Wenn ich handeln soll, so kann ich nur eines: fliehen, um ihn nie mehr wiederzusehen.“

Antonie faßte Helenens Hand und blickte ihr fest und freudig ins Auge.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Marv.

Erzählung aus Südafrika von M. Rnie.

Es war Ende November v. Js. In Südafrika tobte der Krieg mit unverminderter Gewalt, obwohl die Buren von dem übermächtigen Gegner schon manchen schweren Schlag erhalten hatten.

In banger Sorge sahen die Führer der tapferen Freiheitskämpfer nach der Kapkolonie; denn nur von dort konnte ihnen noch Rettung kommen.

Doch alle Aufrufe an die Stammesbrüder in der Kapkolonie erwiesen sich als wirkungslos. Wohl gährte es in allen Distrikten bedenklich, aber der offene Aufruhr fehlte noch immer. Es mangelte offenbar an einem geeigneten Führer. Einer wartete immer auf den anderen, und so verstrich die beste Zeit, ohne daß eine entscheidende Aktion zu Gunsten des kleinen Heldenvölkchens unternommen worden wäre. Was hatte es zu bedeuten, daß mancher Jüngling, des langen Wartens müde, sein Pferd bestieg, und mit der guten Büchse in der Hand gen Norden zog, hin zu den tapferen Brüdern! Das waren nur Tropfen auf einen heißen Stein. . . .

Tief unten im Süden in der Nähe von Piquetberg wohnte Piet Burger, ein Holländer, der die Engländer geradezu fanatisch haßte. Und dieser Haß wurde auch von seinen fünf Söhnen getheilt; auch diese sahen in den Engländern nur die ewigen Unterdrücker ihres Stammes. Wie gerne wäre Piet Burger schon mit seinen Söhnen nach dem Kriegsschauplatz aufgebrochen; ihn hielt nur immer noch die Hoffnung zurück, einen größeren Trupp in seinem Distrikt zusammen zu bekommen.

Trotz dieses bei Piet Burger von früh bis spät gepredigten Engländerhasses hatte es die Tochter des benachbarten reichen englischen Farnbesizers Henry Richmond, die schwarzlockige Mary verstanden, das Herz Jans, des jüngsten Sohnes Piet Burgers zu gewinnen. Jan, ein schmucker, 22jähriger Bursche, liebte Mary über alles. Wie es gekommen war? Er wußte es selbst nicht! Er hatte sie einmal im tiefen Walde allein getroffen, und trotzdem er doch sofort sah, daß er eine Engländerin vor sich hatte, hatte ein Blick ihrer nachtschwarzen Augen genügt, um sein Herz in Liebe zu entflammen.

Auch Mary war ihm sofort zugethan. Er hatte eine äußerst sympathische Art, sich zu geben, und wußte angenehm zu plaudern. Die beiden jungen Leute trafen sich immer öfter, aber niemals wurde das Gespräch auf den Kampf gebracht. Jeder scheute sich offenbar vor dem anderen, dieses Thema anzuschlagen; denn jeder wußte nur zu gut, daß sie hierin grundverschiedene Ansichten haben mußten. Henry Richmond war ja als feuriger Anhänger der Kriegspartei bekannt.

Jan hatte durch seine Liebe manchen schweren innern Kampf zu bestehen. Eigentlich sollte er Henry Richmond hassen, und doch, war er nicht der Vater seiner Mary?

Piet und seine übrigen Söhne hatten natürlich keine Ahnung von dem Seelenzustande Jans, und eines Tages befahl Piet seinen Söhnen, sich zur Abreise bereit zu halten. Er war des ewigen Zauderns seiner Freunde müde und wollte nun versuchen, allein zu seinen schwer leidenden Stammesgenossen zu stoßen. Die Söhne begrüßten diesen Entschluß ihres Vaters mit Freuden. Jan wurde indessen nach dem ersten Freudenrausche merkwürdig still. Es war ihm plötzlich schwer auf die Seele gefallen, was wohl Mary zu seinem Entschluß sagen würde. Sollte er überhaupt die Wahrheit gestehen? Lange überlegte er hin und her, als er endlich sich dafür entschied, eine offene Aussprache herbeizuführen.

Heute wollten sie sich wieder heimlich treffen. Schnell war sein Pferd gesattelt, und im Galopp ritt er davon. Bald nahm ihn der mächtige Wald in seinen Schatten auf, der geliebte Wald, in dem er schon so oft dem Geplauder seiner Mary lauschen durfte. Er brach sich durch das dicke Untergebüsch Bahn. Jetzt erreichte das Pferd eine Pichtung; ein Raubvogel schwang sich mit heiserem Schrei dicht vor Jan in die Lüfte und das riß ihn aus seinem tiefen Sinnen. Er sah sich um. Wo war er nur hingerrathen? Befand er sich nicht in nächster Nähe von Henry Richmonds Besizung? Wahrhaftig, dort hinten schimmerte das große herrschaftliche Wohnhaus herüber.

Aber was ist das? Prescht da nicht eine Reiterin quer über das Feld der Richtung zu? Es ist Mary! Doch das Pferd! Das Pferd! Allmächtiger Gott! Schreckensvoll beugt sich Jan vor. Mit schäumendem Gebiß rast das Thier daher, und nun konnte er auch schon ganz deutlich das Gesicht der Reiterin erkennen; es ist toblenbleich und vergeblich versuchen die zarten Hände, den rasenden Lauf des scheuen Thieres zu hemmen. Jetzt löst sich Jans Erstarrung. Die furchtbare Gefahr, die seiner Geliebten drohte, wenn es dem Thiere gelang, in den Wald zu stürmen, gab ihm seine ganze Entschlossenheit zurück. Schnell wie der Blitz sauste er der Reiterin entgegen, sprang kurz vor ihr zu Boden und warf sich dann dem Thiere in den Weg. Dieses bäumte sich vor dem plötzlichen Hinderniß hoch auf; es versuchte nach der Seite zu entweichen, aber schon hat es Jan mit kraftvollen Armen ergriffen, und wenn es ihn auch noch einige Schritte weiterreißt, der Widerstand des Thieres ist bald gebrochen. Zitternd bleibt es stehen, sich beugend vor der größeren Kraft. Mary, die alles bewegungslos hatte geschehen lassen, schloß jetzt plötzlich die Augen und glitt lautlos in Jans Arme herab.

Sanft bettete Jan die Bewußtlose auf den Boden. Mit heißer Herzensangst sah er die tödtliche Blässe ihres Gesichts. Er beugte sich zu ihr nieder und lauschte auf ihre Athemzüge. Wie hübsch sie war. . . Er faßte ihre Hand und innig klang ihr Name von seinen Lippen. Am liebsten möchte er die schlanke Gestalt an sein Herz reißen und sie zum Leben zurückküssen. Wie dankte er dem Zufall, der ihn gerade zur rechten Zeit hierher geführt hatte. — —

Endlich stieg langsam ein leises Roth in die Wangen. Jan rief noch einmal ihren Namen, und da öffneten sich ihre Augen, die Jan so sehr liebte. Verständnißlos sieht sie dem über sie Gebeugten ins Gesicht; da fällt ihr Blick auf ihr in Schweiß gebadetes Pferd, das jetzt wieder völlig ruhig steht und gleichsam verwundert mit seinen großen Augen auf seine Herrin herabschaut. Mit einem male ist ihr alles klar. Sie sieht sich auf dem scheuen Thiere dahinstürmen, dem Tod entgegen, bis Jan, ihr muthiger, treuer Jan dazwischentrat. Er hat sie gerettet. . . .

Innig leuchtete es bei dieser Erkenntniß in ihren Augen auf, und der ersten Eingebung folgend, schlingen sich ihre Arme fest um seinen Nacken. Jetzt ist es auch mit Jans Selbstbeherrschung vorbei. Mit einem Jubelruf preßt er Mary an sich und küßt stürmisch die sich ihm willig anbietenden Lippen, und in diesem ersten langen Kusse fühlen die beiden, daß sie zueinander gehören für Zeit und Ewigkeit.

Sie haben es gar nicht bemerkt, daß sich inzwischen noch ein zweiter Reiter von der Farm her im vollen Galopp genähert hat. Es ist Henry Richmond, der das Scheuwerden von Marys Pferd auch bemerkt hatte und nun angstvoll dahergejagt kam. Jetzt parirte er, kaum drei Schritte von dem losenden Paare entfernt, seinen Gaul. Ein wilder Fluch entfuhr seinem Munde. Mit einem Satz ist er aus dem Sattel und reißt Jan rauh aus seiner knieenden Stellung empor.

Auch Mary ist bei dem plötzlichen Anblick ihres Vaters emporgefahren. Entsetzt starrt sie in sein Gesicht, in dem es furchtbar arbeitet. Eine namenlose Wuth hat den stolzen Engländer erfaßt. Richmond hebt die Reitpeitsche empor, um sie auf den ihm entschlossen gegenüberstehenden jungen Buren niedersausen zu lassen. Doch da wirft sich Mary dazwischen. Blehend streckt sie ihrem Vater die Hände entgegen.

„Vater! er hat mir das Leben gerettet!“

Richmonds Hand sinkt herab. Unsanft schiebt er Mary beiseite, und sich wieder Jan zuwendend, klingt es grollend von seinen Lippen:

„Herr! Sie haben das Leben meiner Tochter gerettet, und nur das schützt Sie davor, daß meine Reitpeitsche Ihnen den Unterschied zwischen einem Buren und einer Engländerin klar macht. Da“

— und in die Tasche greifend, zieht er seine Börse hervor und wirft sie Jan zu — „da ist der Lohn für Ihre That; ein Engländer läßt sich nichts schenken!“

Jan taumelt zurück. Einen Augenblick scheint es, als wollte er sich auf den hochmüthigen Engländer stürzen, aber ein bittender Strahl aus Marys Augen bannt ihn an seinen Platz. Er versucht zu sprechen, aber er vermag es nicht. Nur einige stöhnende Laute entringen sich der schwer athmenden Brust. Ein langer Abschiedsblick trifft Mary, dann wendet er sich kurz ab, und gleich darauf trägt ihn sein Kopf wieder davon. Hinter ihm her aber klingt das Hohnlachen des stolzen Engländers.

Zwei Monate später.

Mary saß in ihrem Zimmer und träumte still vor sich hin. Sie dachte an Jan, der — wie sie längst wußte — für seine Stammesgenossen kämpfte. Vielleicht ruhte er auch schon in fremder Erde, und sie würde nie mehr in sein treues blaues Auge schauen können. Schon dieser Gedanke allein ließ sie in Thränen ausbrechen. Seit ihr Vater damals sie so rauh von des Geliebten Seite gerissen, hatte sie nicht mehr aufgehört an Jan zu denken.

Von Tag zu Tag hoffte sie auf eine Nachricht von ihm, immer vergebens. Schweigend ertrug sie ihres Vaters sich täglich erneuernden Vorwürfe! Die einst so rosigten Wangen bleichte der Kummer, ihre Augen waren vom vielen Weinen getrübt. Der Zauber der ersten Liebe hatte ihr Herz erfaßt, und daran konnten weder die Drohungen ihres Vaters, noch seine Spottreden von dem Bauernburschen etwas ändern.

Ein Durcheinander von Stimmen weckte Mary aus ihren Träumen. Sie erkannte die Stimme ihres Vaters, der ihrem seit einigen Wochen auf der Farm weilenden Better einen Auftrag gab. Seine Worte konnte sie aber nicht verstehen.

Ihr Better! Wie sie diesen Elegant haßte, der vom ersten Augenblick seines Hierseins an nichts Besseres anzufangen wußte, als ihr den Hof zu machen. Ihre abweisenden Worte, ihre deutlich zur Schau getragene Verachtung ertrug er mit lächelnder Miene.

Mary hörte jetzt die dröhnenden Schritte ihres Vaters im Hausflur. Gleich darauf öffnete er geräuschvoll die Thür zu ihrem Zimmer. Ohne daß er seiner Tochter Zeit zu einem Begrüßungsworte ließ, begann er sofort mit einem bösen Lächeln:

„Nun haben wir ihn, Deinen Jan! Der saubere Kerl wollte hier herumschneipen. Er muß dem Herzog'schen Korps angehören, das der Teufel hier heruntergeführt hat. Jetzt wird ihm der Kampf wohl vergehen. Hahaha. . . Er kann froh sein, wenn er eine Kugel bekommt und nicht am ersten Baume aufgehängt wird. Als Spion und Rebell hat er das Hängen verdient. . . Ich kam gerade mit einer Patrouille am Walde vorbei und da finden wir den sauberen Patron auf einem ganz gemüthlichen Laufscheposten. Natürlich nahmen wir ihn gleich mit, damit er sich meine Farm ganz in der Nähe ansehen kann.“

Und laut auflachend stampfte er, ohne eine Entgegnung seiner Tochter abzuwarten, wieder zur Thür hinaus.

Mary faßte sich mit beiden Händen an den Kopf. Wachte sie wirklich? Hatte ihr Vater wirklich die entsetzlichen Worte gesagt? Jan sollte erschossen werden! Nein, nein, das konnte, das durfte nicht sein! Ein wehes, verzweiflungsvolles Schluchzen erschütterte ihren Körper. . . Draußen im Hofe führten einige Soldaten einen gefesselten Mann in das abseits stehende kleinere Wirthschaftsgebäude. Das mußte Jan sein! Sie hätte ausschreien mögen vor entsetzlichem Schmerz.

Da war auch ihr Better. Er blieb an der Thüre allein zurück, nachdem er mit den Soldaten noch einige Worte gewechselt hatte.

Mary fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Aber mit eiserner Willenskraft raffte sie sich empor. Sie mußte ja klar denken. Jan durfte nicht sterben; sie mußte wenigstens einen Versuch zu seiner

Rettung unternehmen. Und wenn dieser Versuch mißlang? Sie wagte gar nicht an die Folgen zu denken. — —

Sie hatte nur einen Weg. Sie mußte den bei dem Gefangenen wachenden Welter für ihren Plan zu gewinnen trachten. Daß es gerade dieser war, an den sie sich wenden sollte, fiel ihr schwer auf die Seele.

Aber es mußte sein. Wenn nur Jan frei wurde. Auf den Anieen wollte sie für sein Leben stehen. Gewiß hatte ihn nur seine Liebe dorthin getrieben.

Inzwischen war der Abend herangebrochen. Die Soldaten, die sich hier so sicher wie in Abrahams Schoß zu fühlen schienen, hatten es sich ohne weitere Vorsichtsmaßregeln in der Scheune bequem gemacht. Offenbar wollten sie die Nacht über hier bleiben. Ihr Welter aber schritt noch immer mit dem Gewehr im Arm vor dem kleinen Wirtschaftsgeläude auf und ab. Ob er wohl wußte, wer der Gefangene war?

Raum war es völlig finster, so eilte Mary, sich vorsichtig im Schatten des Hauses haltend, zu dem einsamen Posten hinüber. Als dieser den späten Besuch erkannte, trat er aus höchster Überraschung einen Schritt zurück.

„Mary, Du?“ Das war alles, was er herauszubringen vermochte.

„Ja, Welter! ich bin es,“ flüsterte Mary hastig zurück. Ihr Herz klopfte ihr zum Berspringen. Und dann kam mit einem male all die entsetzliche Angst, die sie beherrschte, in den Worten zum Durchbruch:

„Welter, gib den Gefangenen frei!“

Dieser glaubte nicht recht gehört zu haben. „Was soll ich thun?“

„Den Gefangenen freilassen,“ wiederholte Mary nochmals in bang stehendem Tone.

„Ja, aber warum denn? Was hast Du an dem Gefangenen für ein Interesse?“

Argwöhnisch trat der Engländer näher an Mary heran. Die Dunkelheit machte es ihm aber unmöglich, die Gesichtszüge des Mädchens unterscheiden zu können.

Mary überlegte einen Augenblick. Sollte sie ihm die volle Wahrheit sagen? Ihm sagen, daß der Mann da drinnen ihr Herz für alle Ewigkeit besaß? Nein, das ging nicht! Dann würde er sicher schon aus Eifersucht jede Rettung Jans vereiteln. Doch Jan hatte ihr ja das Leben gerettet. . . .

Und in fliegender Eile erzählt sie dem aufmerksam Zuhörenden ihre Rettung durch Jan.

Des Engländers Mißtrauen schien aber noch nicht ganz beseitigt. Wenigstens zeigte das seine Frage: „Also nur Dankbarkeit ist es, die Dich dazu treibt, mich zu einer Pflichtverletzung, ja zu einem Verbrechen anzustiften?“

Mary dachte an Jan, dachte daran, daß er verloren war, wenn ihr Versuch zu seiner Befreiung fehlschlug. Und sie brachte es fertig, ihre Liebe zu verleugnen.

Der Posten schwieg lange. Die Versicherung Marys hatte ihn völlig beruhigt. Eigentlich war es auch lächerlich, überhaupt zu denken, eine reiche Engländerin könnte einen Durenburtschen lieben. Endlich unterbrach er das Schweigen.

„Weißt Du denn auch, daß der Gefangene ein Spion ist und daß er namentlich Deinem Vater für die hier beobachtete Aufnahme der Engländer und für seine eigene Behandlung den Tod bringen kann, wenn er glücklich zu den Seinen zurückkehrt? Was er heute gesehen und erfahren hat, genügt, um mit Deinem Vater kurzen Prozeß machen zu können!“

„Ich büрге für seine Verschwiegenheit,“ rief Mary in überzeugungsvollem Tone.

„Und wenn ich mich nun dazu verstehe, zu thun, was Du willst, welchen Lohn empfangen ich dafür?“

Mary erschrak. Er hatte es so eigen gesagt! Sie konnte sein Gesicht nicht sehen, aber sie fühlte ordentlich seine verlangenden Blicke auf sich gerichtet. Wollte er ihre Nothlage ausnützen?

„Was willst Du von mir,“ fragte sie stockend.

Er trat so dicht an sie heran, daß sein heißer Athem ihre Wangen streifte. Sie konnte jetzt seine stechenden Augen, sein hageres Gesicht sehen.

„Dich selbst,“ flüsterte er leise, aber mit starker Betonung.

Da war es, was Mary gefürchtet. Sie bebte in Abscheu zurück. Doch ihre Liebe zu Jan besiegte auch diese Schwäche. Sie mußte Jan retten. . . .

Und so gab sie ihr Antwort. — —

Jetzt hatte Mary nicht mehr nothwendig, zur Eile zu drängen. Jetzt war es ihr Welter selbst, der die baldige Befreiung Jans empfahl, wenn sie überhaupt glücken sollte. Die Wolken begannen sich zu zertheilen, und wenn einmal erst der Mond hervorkam, dann konnte selbst das leiseste Geräusch zum Verräther werden.

Mary öffnete die Thür und tastete sich im Finstern zu dem Zimmer hin, in dem Jan lag, während der Engländer draußen wartete, um jeder Entdeckungsfahr vorzubeugen.

Mary rief leise Jans Namen.

Jan hörte es, aber er traute seinem Ohr nicht. Seine Phantasie spielte ihm wohl nur einen Streich. Mary! Sie wollte er ja nur einmal sehen, als er hinten am Walde lag. Dann kamen Richmond und die Engländer und ergriffen ihn. O — nur frei sein! Und wieder riß er mit aller Kraft an seinen Banden, die ihn Richmond hatte anlegen lassen. Wieder waren seine Anstrengungen umsonst. Da, tönte von der Thüre aus nicht nochmals sein Name?

Hastig versuchte er sich emporzurichten.

„Mary,“ klang es zweifelnd und doch jubelnd von seinen Lippen.

Und da war sie neben ihm, ihn mit ihren Küffen fast erstidend. Seine Verzweiflung wich einer grenzenlosen Freude. Seine Mary war ja bei ihm, sie brachte ihm sicher die heißersehnte Freiheit. Er wollte sie fragen, aber sie ließ ihm keine Zeit hierzu.

„Ein andermal, jetzt nur fort, nur fort!“ drängte sie, und schnell löste sie seine Banden.

Mit einem unterdrückten Jauchzer sprang der junge Bur auf seine Füße. Er reckte die sehnigen Arme und dann riß er das Mädchen an seine Brust und bedeckte ihr Haar, ihre Stirne, ihre Augen, ihren Mund mit unzähligen glühenden Küffen.

Willenlos ließ Mary alles mit sich geschehen. Ein Glücksgefühl sondergleichen erfüllte sie. —

Aber es mußte geschieden sein. Sie entwand sich Jans Armen und ihm die Hand zum Zeichen des Schweigens auf die Lippen legend, schritt sie ihm voraus, der Ausgangsthür zu.

Hier erwartete der Engländer die beiden schon mit Ungebuld. Seine Befürchtung, der Mond würde bald hervorbrechen, hatte sich schneller erfüllt, als er gedacht. Man konnte jetzt ziemlich weit in das Feld hinausblicken.

Das war für den Buren sehr gefährlich. Wie leicht konnte er dadurch Schleichpatrouillen in die Hände fallen. Doch hier gab es kein Besinnen, nur schnell vorwärts.

Mary winkte Jan, ihr zu folgen, und vorsichtig eilten die beiden dem Pferdestande zu. Der Engländer deckte den Rückzug. Ihm pochte jetzt das Herz doch gewaltig. Wie sollte er sich bei Richmond rechtfertigen? Ach was, der ihm zu theil werdende Preis war ein köstlicher; für ihn lohnte sich das Wagniß schon.

Inzwischen waren Mary und Jan bei den in einem lose umzäunten Platz untergebrachten Pferden angelangt. Jans Pferd war auch darunter. Ein leiser Pfiff, und schnell war es an seiner Seite. Das gute Thier gab keinen Laut von sich; es war, als begriff es die Gefahr, in der sein Herr schwebte.

Jan schwang sich auf seinen Rücken und ergriff die lose herabhängenden Bügel. Mary blickte ihn mit Thränen in den Augen an. Jetzt, wo es ans Scheiden ging, dachte sie auf einmal wieder an das Opfer, das sie für Jans Rettung bringen sollte. Was sie vorhin in ihrer Angst versprochen, jetzt schien es ihr undurchführbar. Und plötzlich streckte sie Jan ihre Arme entgegen und bat schluchzend: „Nimm mich mit!“

Jan durchfuhr diese Worte wie ein Blitz. Er beugte sich nieder, hob Mary zu sich empor . . . ein Schenkeldruck, und dahin flog das Thier mit der doppelten Last, vorüber an dem verblüfften Engländer.

Schon hatten sie das freie Feld erreicht, schon winkte ihnen der nahe Wald, da erscholl hinter ihnen ein lauter Galtruf.

Der Engländer hatte gerufen.

Jan spornete als Antwort nur noch mehr sein Pferd an.

Da, ein Blitz, ein Knall, ein doppelter Aufschrei, und weiter stürmte ein reiterloses Pferd in das Feld hinein.

Die Kugel, die dem Buren den Tod bringen sollte, hatte auch seine Geliebte getroffen. . . .

(Nachdruck verboten.)

Eine Geburtstagsfeier.

Skizze aus dem Volksleben von Boö von Neuß.

„Wann kommst Du wieder, Mann?“ frug die Frau des Bremfers, der den Dienst auf der Eisenbahn anzutreten gehen wollte.

„In fünf Tagen — wie gewöhnlich!“

„Sist unferneim immer wie eine kleine Ewigkeit! Die Kinder sind auch ungezogen, wenn Du fort bist. Warum habe ich auch einen Mann genommen, der immer unterwegs ist. . .“

„Die Neue ist zu spät, Kleines!“ sagte der Mann lachend.

„Und zu Deinem Geburtstag, morgen, bist Du auch nicht zu Hause,“ klagte die blasse Frau weiter. „Bestes Jahr war's besser!“

„Wie's gerade paßt — weißt's ja! Da hilft kein Kopfzerbrechen! Was hast Du zum Abendbrot? Doch etwas Warmes Festes? Es muß ordentlich vorhalten — morgen früh um sechs geht's fort.“

„Hasermehlsuppe und Bratkartoffeln! Für Dich ein Stück Blutwurst — nicht klein, fast ein halbes Pfund.“

„Du weißt ja, ich esse nichts Apartes — 's schmeckt mir einmal nicht, wenigstens nicht, wenn Ihr mit am Tische sitzt!“

„Laß — heute mußt! — Ach, wenn wir nur ein Schweinchen fett machen könnten; dann gäb's für alle was! Die schönen Abfälle hier im Vorderhause, besonders von Geheimraths. 's thut einem in der Seele weh, wenn man sehen muß, was die vornehmen Dienstmädchen alles in das Spül schütten und in die Müllgrube. Lauter gute Dinge! Auf dem Dorfe ist's anders — was nicht taugt, taugt dem Vieh. Dort muß man bleiben!“ sagte die Frau etwas weinerlich, die dem Gatten vor sieben Jahren nach der größeren Stadt gefolgt war.

„Mir wär's recht — meinetwegen ja, obgleich alles in die Städte drängt. — 's ist aber nicht anders! Wenn ich freilich an Deine dicken rothen Backen denke, die Du mitbrachtest . . . jetzt bläht der Wind durch. . . Guten Abend, Frau Friedrich!“

Die Bewillkommnung galt einer Nachbarin aus dem Hinterhause, die mit einer buntgemalten Gratulationskarte eintrat, um dem Nachbar schon am heutigen Abend ihren Glückwunsch abzustatten, da sie wußte, daß Bremfer Weinert im Begriff stand, nach sechsunddreißigstündiger Ruhepause wieder den Dienst anzutreten.

„Nicht gratuliren — heute Abend schon!“ rief Frau Weinert erschreckt. „Darf man nicht — 's verjagt das Glück!“

„Neb' nicht dumm, Frau,“ verwies der Gatte.

Frau Friedrich schien aber gleichfalls nicht ohne Aberglauben, denn sie nahm etwas betroffen ihren mit einem Kranz von Rosen und Bergfameinicht umwundenen „Herzlichen Glückwunsch“ und steckte ihn gerade zwischen Pfauensehern und Birkenrute, welche den kleinen halbblinden Spiegel zierten. Dann begann sie etwas Hausklatsch auszukuramen.

Frau Weinert hatte inzwischen ein Wachstuch als Tischlaken auf dem Tische ausgebreitet, das eine Eisenbahnkarte von Deutschland darstellte. Es war das aus kleinen Ersparnissen herrührende letzte Weihnachtsgeschenk des Vaters. Mit einem aus einer leeren Streichholzschachtel und vier hölzernen Knopfformen hergestellten Wagen verfolgten sie darauf die „Strecke“ des Vaters, bis er wieder heimgekehrt war. Auch die drei ältesten Kinder fanden sich ein zum gemeinschaftlichen Abendbrot, selbst der Schreibknecht in der Wiege ward an den Tisch gerückt. Der älteste, der fast siebenjährige Fritz, war des Vaters geheimer Stolz durch sein kluges, aufgewecktes Wesen; er las Gedrucktes und Geschriebenes „wie geschmiert.“ Als er ein Jahr alt geworden, hatte der Vater nach altem Brauch ein Buch, ein Geldstück und ein Stück Brot auf den Tisch gelegt, und das Kind von seinem Schoße aus wählen lassen. Und der Kleine hatte nach dem Buche gegriffen, obgleich es nicht einmal ein Bilderbuch war! Da er das silberne Geldstück liegen gelassen und selbst das Brot, das den künftigen Landmann anzeigt, war's also nichts mit dem Reichwerden! Dafür wollte Frizchen ein kluger Mann werden. Vielleicht gar ein Lehrer. . . Die beiden kleinen Mädchen halfen der schwachen Mutter schon durch allerlei kleine Besorgungen und Beaufsichtigung des dreivierteljährigen Brüderchens.

Man aß mit bestem Appetit. Zum Schluß der Mahlzeit zog der Vater noch eine Tüte Nirschen hervor, präsentirte sie der Nachbarin und gab sie Frizchen dann, um sie abzählen und unter die Geschwister vertheilen zu lassen. Dann nahm er die Dienstmütze mit dem fliegenden Rabe und ging, nach kurzem Gruß, vorläufig zum Dienst auf dem Bahnhofe. Auch die Nachbarin schickte sich gleich darauf zum Weggehen an. Frau Weinert schien von dem Alleinsein auch vollkommen befriedigt. Ein aufmerksamer Beobachter hätte es ihrem ausdrucksvollen Gesichte sofort angesehen, daß sie sich für heute noch etwas Besonderes vorgenommen hatte — und zwar mit ihrem gewöhnlichen Uebereifer. Denn sie war nicht allein stark „auf den Schoß“ für die Thrigen, sondern verstand es auch ganz wunderbar, alljährlich zu Weihnachten eine hübsche Bescheerung zu veranstalten, trotzdem sie fremd in der Stadt, und den „Bereinsdamen“ der Wohlthätigkeitsanstalten gänzlich unbekannt war, und zu ungeschickt, um sich mit Bügen oder auf andere Weise bei ihnen einzuführen. Auch kein Geburtstag in der Familie ward vergessen, nicht einmal der des todtten Kindes draußen im Schlummergarten vor dem Thore. Es erhielt immer noch ein paar Blumen auf sein kleines, stilles Grab. Vaters Geburtstag bildete natürlich den Höhepunkt aller Familienfreuden! Wenn er doch morgen dienstfrei gewesen wäre! Trotzdem hatte Frizchen eine tüchtige Handvoll Blumen besorgt, vielleicht auch irgendwo gemaußt — sie wollte nicht fragen, es war ja Sommer und die Gärten und Anlagen standen in vollster Blüte. Und sie selbst hatte heute heimlich eingekauft, zu einem großen Geburtstagskuchen, den sie heute Abend noch vorbereiten und dem Bäcker zum Backen überliefern wollte. Es war keine Zeit zu verlieren.

Während die fünfjährige Grete zum Wiegenschaukeln angestellt wurde, holte die Frau das saubere Holzgefäß herbei, und schüttete eine tüchtige Portion Mehl hinein. Die dünne, bläuliche Milch entriß ihr wieder einen Stoßseufzer. Die Leute in der Stadt verstanden ihren Vortheil jederzeit mehr als recht, die Polizei mochte ihnen noch so scharf auf die Finger passen. Eine gute Kuh schließt den Milchschrank auf und zu und den Brotschrank auch. Wer's nur

wenigstens im Leben zu einem guten Schweinchen bringen kann! dachte sie aufs neue. Vorläufig mußte Margarine herhalten. Bald stand sie mit beiden Händen tief im Kuchenteig, der sich, Schwimmhäuten gleich, zwischen ihren Fingern festsetzte. Das kindliche Kleeblatt umstand sie neugierig.

„Mutter bäckt Kuchen!“ jubelte das dreijährige Mädchen.

„Kuchen ist Zuckerfleisch!“ ergänzte Grete.

„Puht Eure Schuhe, Kinder! Ihr könnt doch Vatern an seinem Geburtstag nicht mit schmutzigen Schuhen empfangen!“ schalt die Mutter und trieb die Kinder davon. Dann ward der ausgemengte Teig in eine große, gereifte Form gethan und dem Bäcker drüben überantwortet, der eben zu seiner gewöhnlichen nächtlichen Thätigkeit den Ofen heizte, wie die leicht emporquellenden Rauchwölkchen bezeugten.

Als Frau Weinert nach einer Viertelstunde zurückkehrte, standen drei Paar blitzblank gewichene Schuhe vor der Thürschwelle. Drinnen war das Licht ausgeblasen und die Kinder zu Bette gegangen. Ermüdet, wie immer, suchte die Frau auch bald die Ruhe — nicht ohne gewohnheitsmäßig und schlaftrunken noch nach der fehlenden Hand des Gatten zu greifen.

II.

Fast unmittelbar hinter den räumlich sehr ausgedehnten Bahnhofsanlagen — bevor sich dem Blicke das freie Feld öffnete — zog sich, an mäßig breitem Flusse, ein mit Pappelweiden beplanter Damm entlang, welcher auf seiner Höhe einen beliebten Spazierweg der Stadtbewohner bildete. Trotz der frühen Stunde bemerkte man auch heute verschiedene Spaziergänger: Arbeiter, die ihr Beruf während des Tages ans Zimmer fesselte, und Brunnentrinker, mit der entkorkten Flasche Mineralbrunnen in der Hand. Ungefähr in der Mitte des hübschen Spazierwegs kreuzte die Eisenbahnlinie den Damm, ein Bahnwärter schloß und öffnete dem heranrollenden Zug die Schranke.

Der Herr Betriebsdirektor war gezwungen, heute den ersten fünf Uhr fünfundvierzig Minuten abfahrenden Personenzug zu benutzen, um rechtzeitig zu einer geschäftlichen Versammlung in der benachbarten Provinzialstadt einzutreffen. Er saß in einem Wagenabtheil erster Klasse, und lehnte sich mit vergnügtem Umschauen weit zum Wagenfenster hinaus, nachdem der Zug die rauchgeschwärmte stauberfüllte Umgebung des Bahnhofs verlassen hatte und in den tauigen Sommermorgen hinausfuhr. Wie immer, hielt der Zug noch einmal, bevor er den „Grillendamm“ kreuzte und die Ebene gewann. Lächelnd betrachtete der Herr die Morgenspaziergänger — plötzlich fesselt ihn eine sonderbare Gruppe, kaum zehn Schritte entfernt. Neben einer Steinbank steht ein Kinderwagen, daneben eine Frau in mittleren Jahren, anscheinend festlich gekleidet. Davor sind orgelpfeifenartig drei rosige Kinder aufgepflanzt, darunter ein größerer Knabe mit einem mächtigen Blumenstrauß, und daneben ein etwa fünfjähriges Mädchen mit einem Kuchen, blumenumwunden und groß wie ein Wagenrad. Als der Zug hält, reißt die Frau das Baby aus dem Wagen, und hält es hoch empor. Es breitet die Arme nach oben aus, wie die andern, und scheint mit ihnen zu jubeln. Dann allgemeines lautes Hurrarufen; der Knabe wirft seinen Blumenstrauß sehr geschickt hoch hinauf, nach dem Gehäuse des Bremsers auf dem vorhergehenden Wagen. Dann wieder ein allgemeines Winken mit den Taschentüchern. Die ganze Gruppe Freude, Glück, Morgensonnenschein — aber auch sehnsüchtiges Verlangen nach dem Vater dort droben! Die Geburtstagsbescherung an der Landstraße. . . .

Es ward dem Herrn im ersten Wagenabtheil sonderbar warm ums Herz, so angenehm warm. . . Der Zug rollte schon wieder weiter, als er immer noch hinaus sah, obgleich das Bild kaleidoskopartig längst verschwunden war. Ohne Zweifel, daß er soeben etwas auf Erden sehr Seltenes gesehen hatte: ein Stücklein Menschenglück! Betroffen und gedankenvoll lehnte sich der Betriebsdirektor endlich in die

Polster zurück. Wenn er an den glücklichen Mann dort oben in seinem Vogelbauer dachte, beschlich ihn fast der Neid. . . . Endlich fielen dem Herrn die Augen zu — was ließ sich auch Besseres thun, als die unterbrochene Morgenruhe bei der langweiligen Fahrt fortzusetzen?

Das ersehnte Ziel war erreicht.

Trotz der Bahnsperre war der Perron gedrängt voll Menschen — darunter auch viele Eisenbahnbeamte, welche ihren Chef erwartet hatten. Der Betriebsdirektor nahm seinen Sommerüberzieher über den Arm und stieg aus. Allgemeine Begrüßung und Handschütteln — dann ging man miteinander weiter. Da, einige Schritte entfernt, hört sich der Chef mit lauter Stimme ansprechen: „Sie haben etwas verloren, Herr Direktor!“

„Was? Was ist?“ wendet sich der Chef um.

„Ein Portemonnaie — aus dem Überzieher heraus gerutscht! Hier ist's!“ Der Sprecher, der ihm nachgekommen, ist ein Arbeiter, der die Dienstmütze trägt.

„Voktausend! — Danke!“ Der Chef besinnt sich, ob er dem Finder eine Belohnung anbieten soll. Der Mann sieht ihm nicht aus, als ob er darauf warte. Um sich etwas zu orientiren, fragt der Direktor: „Von hier?“

„Nein! — Ich bin Bremser und soeben mit dem Herrn Direktor erst angekommen.“

Bei diesen Worten erinnert sich der Herr sofort des kleinen Vorgangs auf der Landstraße. Er hatte die Szene sogar in den fortgesetzten Morgenschlummer mit hinüber genommen und in den Wagentissen davon geträumt. Die Seele ließ den Erinnerungsfaden nicht los. So frug er neugierig weiter: „Sie haben jedenfalls auch den merkwürdigen Aufzug gesehen auf dem Grillendamm in M.? Was hatte er zu bedeuten? Doch ein Geburtstag? Galt es — Ihnen?“

„Ja, Herr Direktor!“

„Ihre Frau?“

„Ja, Herr Direktor!“

„Wadere Person, scheint mir. — Viele Kinder?“

„Vier Stück!“

„Wieviel Wochenlohn?“

„Achtzehn Mark!“

„Sind Sie einmal im Dienst bestraft?“

„Nein!“

„Die Geburtstagsüberraschung war nicht übel! Von rechtswegen müssen Sie heute dienstfrei sein dafür,“ sagte der Chef lächelnd.

„'s ist auch so gut!“ lachte jetzt auch Bremser Weinert.

„Kann ich vielleicht irgend einem Wunsche entgegenkommen, einem dienstlichen? Was geschehen kann, soll geschehen!“

„'s ist doch — ernst, Herr Direktor?“ blickte Bremser Weinert erfreut in die Höhe, erfreut und zweifelnd zugleich.

„Selbstverständlich!“

„Nun, einen Wunsch hab ich wohl! Oder vielmehr meine Frau, was einerlei ist — bei uns nämlich. Meine Frau ist tränklich und kann sich in der Stadt nicht recht gewöhnen. Der Bahnwärter in Frezdorf ist vorgestern gestorben, er war ein Schulkamerad von mir. Frezdorf ist die Heimat meiner Frau, und das Bahnwärterhaus 49 ist ein Familienhaus mit etwas Gartenland drum. Ein Schweinefistall ist auch da. Die Böschungen könnten mit Kartoffeln bepflanzt werden. Der Boden ist nicht gerade schlecht, warmer Sandboden macht die Kartoffeln am mehligsten. Und meine Frau versteht die Wirthschaft. . .“ Der Sprecher machte eine Pause. Er redete wohl zu viel, ward weitläufig, was im Dienst nicht sein soll. Aber Bremser Weinert hatte ein Gefühl, als ob er das heiße Eisen schmieden sollte und müsse. Ein ordentlicher Perl hat auch den Mund auf dem richtigen Fleck. Der Chef sah ja auch keineswegs unfreundlich aus, eher theilnahmsvoll und amüsiert.

„Die Sache muß auf ordnungsmäßigem Wege erledigt werden, wie Sie wahrscheinlich selbst wissen werden, Bremser, nun, wie heißen Sie?“

„Bremser Weinert!“

„Also ich verspreche Ihnen, Ihre Angelegenheit in die Hand zu nehmen, Bremser Weinert! Sie können auf Erfolg rechnen, falls alles andere in Ordnung ist — wie ich schon jetzt annehme, Verstanden?“

„Ja wohl!“ antwortete der Glückliche.

„Aber Ihre Frau muß für ihren Einfall gleichfalls belohnt werden. Ich werde Ihre Vertretung für heute sofort einkleiten. Mit dem Mittagszuge fahren Sie nach M. zurück.“

„Ich danke, Herr Direktor!“

„Grüßen Sie Ihre Frau, und melden Sie sich übermorgen bei mir in M. zurück!“

Der Chef wandte sich zu den Kollegen zurück und schloß sich ihnen an.

Es war in der fünften Nachmittagsstunde, als Bremser Weinert, vom Bahnhof kommend, sich seinem Hause wieder näherte. Er ging hochaufgerichtet und das Glück lächelte ihm aus dem ganzen Gesichte. Als er an einem Vorstadtladen vorüberkam, blieb er stehen und besann sich. Unmöglich konnte er heute mit leeren Händen zu den Seinigen zurückkehren. Er betrachtete prüfend die Auslagen: aneinandergereihte Knackwürste und geräucherte Serringe, Ansichtspostkarten und ein paar bunte Kaiserbilder, darüber ein Plakat mit der Anzeige: „Sonnenabends erhalten meine verehrten Kunden ein Stück Seife gratis.“ Das Plakat war hauptsächlich für die Arbeiter der Maschinenfabrik bestimmt. Kurz entschlossen trat er ein, kaufte eine Dute Bonbons, und schob sie in seine Tasche.

Zehn Minuten später trat er ins Zimmer zu seiner Frau, welche neben dem „Büttgen“ saß und mit dem Fuße die Wiege schaukelte, während die Hände sehr geschickt einen neuen Flicker in den zweiten Werkelanzug einsetzten. Als sie des Gatten ansichtig wurde, erschrak sie allerdings einen Augenblick — bis sie die überquellende Heiterkeit des Mannes wahrte.

„Nun?“ frug sie gespannt. „Hast, hast — einen — genommen?“

„Unsinn! — — Aber, 's ist mir — fast selber so! Alles gut, alles! Ich bin dienstfrei heute und Du auch!“ rief er, die Dienstmütze hoch emporschleudernd. „Laß Deine Flickerei!

Seinem Schatz giebt man die Rose,
Ist erfreut von jedem Kuß,
Doch die Frau die alte Hofe
Ihres Mannes flicken muß!“

brüllte er mehr, als er sang. „Aber heute nicht — nein! Heute einen ordentlichen Kaffee, und rufe die Kinder — wir wollen meinen Geburtstag feiern! Hurrah! — Ja so, Du weißt noch garnicht!“ Und unter allerlei lustigen Kapriolen und Härtlichkeitserfuhr die Frau allmählich den Sachverhalt und empfing die Grüße des Betriebsdirektors.

„Aber Mann, ich, ich,“ stammelte sie. Das Wort blieb ihr im Munde stecken vor Ueberraschung.

„Wie gut, daß ich Frau Friedrich nicht vorher gratuliren ließ, das hätte das Glück vielleicht verzagt . . .“ sagte sie endlich etwas konfus, und um nur etwas zu sagen.

„Sprich keinen Unsinn, Kleckchen, nein! Hol sie lieber rüber, sie soll mit uns Kaffee trinken. Und den schönen Kuchen hole auch, es war wirklich hübsch von Dir, die Geschichte. Du hast so was an Dir, was — Liebes, was die andern Weiber nicht haben! Du hast's gemacht, das Glück!“

„Aber Fritz!“

„Ja! — daß ich dem Chef das Portemonnaie zurückgab, verstand sich von selbst, besonders, wenn man eine Dienstmütze trägt. Es giebt freilich Spitzbuben — aber auch ehrliche Leute! Du hast's gemacht, das Glück nämlich . . . Rufe die Kinder!“

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke. Bilderräthsel.



Akrostichon.

Aus jedem Wort unter a läßt sich durch Voransetzung eines passenden Buchstabens ein anderes Wort bilden von der unter b angegebenen Bedeutung. Die vorangesezten Buchstaben bezeichnen im Zusammenhang einen berühmten Amerikaner.

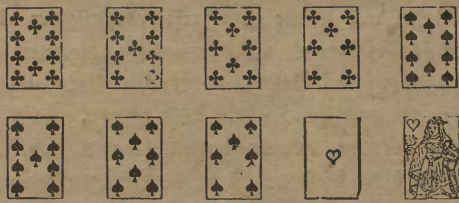
- | a. | b. |
|---------------------------|------------------------------------|
| 1. Zeitabschnitt. | — männlicher Vorname. |
| 2. männliche Zier. | — naturwissenschaftl. Bezeichnung. |
| 3. schmackhafter Fisch. | — Gemach. |
| 4. in der Schweiz. | — Pflanzenform. |
| 5. geologischer Ausdruck. | — altes Gedicht. |
| 6. Stand. | — kleines Werkzeug. |
| 7. biblischer Name. | — Hausgeräth. |
| 8. Rückstand. | — Behälter. |
| 9. am Himmel. | — kirchliches Fest. |
| 10. Gelöbniß. | — Empfindung. |

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

Wer beim Skat permanent schlecht steht, den beschleicht schließ ich ein Gefühl, das die einen „gelinde Verzweiflung“, die andern „hochgradige Wurschtigkeit“ nennen. In diesem Stadium riskirt man die tollsten Sachen und da kommen auch die interessantesten Spiele heraus. So auch hier. M paßte sogleich. H, der den ganzen Abend im Beck gesessen, sieht seine Karte an und sagt sich ingrimmig: Da hat V wieder den ganzen Klimbim! Nur um zu reizen, bietet er Tournee und als V dies hielt, packt ihn die Wuth und er sagt auf die folgende Karte, die höchstens zum Ramsch sich geeignet hätte, Grand an.

a 10, 9, 8, 7; b10, 9, 8, 7; cA, D.



Der Grand wird zur eigenen Ueberraschung des Spielers gewonnen, obwohl die c10 nicht blank sieht und auf b10 kein Stich gemacht werden kann. V zieht blanke aD an. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Auflösung des Bilderräthfels.

Frisch begonnen, ist halb vollbracht.

Auflösung des Ergänzungsräthfels.

Ein Narr macht zehn andre.

(Heine, Lena, Irre, Maus, Pacht, Zehe, Nansen, Ordre).

Auflösung des Zifferblatträthfels.

I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII
N	A	D	E	L	E	N	D	E	R	L	E

Nadel, Abel, Adele, Glen, Glend, Lende, Ende, der, er, Erle, Lena.

Auflösung der Schachaufgabe.

- | Weiß | Schwarz |
|------------------|----------|
| 1. Dc2—c6 | Sa8—b6 |
| 2. Te6—e5 | beliebig |
| 3. D giebt Matt. | |

Richtige Lösungen gingen ein von: Richard Mallon, Georg Goettel, Adolf und Siegfried Levy, Martha Giesla, Segall, Julius Drzymalski, Stanislaus Musielewicz, Oskar Schneider, Hans Köhl, Erwin Kofsch, Max Fock, Eugen Krause, Elisabeth Stieff, Bromberg.